

Atz vom Rhyn (Arthur Rehbein)

Kaleidoskop meiner Zeit

Kindheits- und Jugendtage
in der Bergischen Heimat

2. Teil

Remscheid 1979

Kunststadt noch mit Johann Peter Hasenclever zusammengewesen ist, dem remscheidbürtigen Maler der „Jobsiade“, des „Lesekabine-
netts“ und der „Weinprobe“, der, wie ich früher erwähnt habe, 1853 in Düsseldorf gestorben ist. Ein Porträt, das Moritz in seiner
Düsseldorfer Zeit darstellte, hing an der Wand seiner Wohnstube. Er hatte die Stilsprache des Biedermeier. Das Bild, ein Ölgemälde,
war, wenn ich heute nach der Kindheits Erinnerung urteilen darf, ausgezeichnet. Ich glaube deshalb nicht, daß es ein Selbstporträt
war, denn ich muß, nicht ohne Bedauern, gestehen, daß die Kunst meines Landsmannes nicht grade überwältigende Größe hatte. Es
handelte sich bei seinen Gemälden, fast durchweg Pastellen, meist um sogenannte Genrebilder, und ich vermute nicht ohne Grund,
daß die meisten davon nicht einmal eigene Einfälle bedeuteten, sondern mehr oder minder getreue Wiedergaben fremder Bilder
oder farbiger Ausführungen nach Zeichnungen aus Witz- und Familienblättern waren. So war es beispielsweise mit dem heiteren
Bilde eines Bauern, der die in der Apotheke gekaufte Medizin in die hintere Rocktasche gesteckt hat und nun, als er auf dem Nach-
hausewege nach einem stärkenden Schluck im Wirtshaus sich von der Bank erhebt, mit Bestürzung entdeckt, daß die Arzneiflasche in
seiner Tasche zerbrochen ist. Ich denke mir, daß schon der junge Moritz in so guten Verhältnissen gewesen war, daß er sich ein
mehrjähriges Studium auf der Düsseldorfer Akademie sozusagen zu seinem Vergnügen hatte leisten können. Es ist ja bekannt, daß oft
gerade solche Künstler, deren Begabung in der Nähe des Dilettantismus beheimatet ist, mit besonderer Liebe an ihrem vermeintlichen
Beruf hängen und bestrebt sind, ihr Künstlertum in Äußerlichkeiten zu betonen. Allerdings sollen doch mehrere Remscheider Familien Porträts besitzen, die Ferdinand Moritz gemalt hat
und die ein tüchtiges Können beweisen sollen. Vielleicht liegt die Sache so, daß Moritz zwar nicht mit starker Phantasie begabt war,
aber gut nach der Natur zu malen verstand.

Ein seelenguter Mensch war er auf alle Fälle. Sonst hätten wir Kinder nicht so an ihm gehangen. Wie gespannt lauschten wir, wenn er uns auf der Zupfgeige (Gitarre) vorspielte! Noch heute

ger“ ausführlich davon erzählt habe. Nur das will ich sagen, daß auch diese Zeit wieder sorgenfrei und freudereich war. Wie wenig sauer uns der Dienst wurde, spiegelt sich in der Scherzfrage: „Was ist flüssiger als flüssig?“ und ihrer Antwort: „Ein Vizefeld-
webel der Reserve, denn der ist überflüssig!“

Und noch eins darf ich nicht verschweigen, weil ja mein vorliegen-
des Buch die Weltverhältnisse während meiner 70 Jahre andeuten soll, wie ein Wassertropfen das Sonnenlicht und die Wolken spie-
gelt. Von Aachen aus fuhren wir Unteroffiziere bzw. (im nächsten Jahr) wir Vizefeldwebel, ohne irgendwelche Hemmungen in Uni-
form über die Grenze ins holländische Städtchen Vaals, um dort Austern zu schlemmen und uns Importen zu holen! Und von Aa-
chen aus habe ich, allerdings in Zivil, aber ohne Paß, mit Kamerad Koppe einen Sonntagsausflug nach Verviers in Belgien und zur
Talsperre La Gileppe gemacht! Kann man sich das in den Tagen nach dem zweiten Weltkrieg noch vorstellen?

Im Geiste nach Remscheid zurückgekehrt, möchte ich noch eines Kindheitseindrucks gedenken, der mein erstes Begegnen mit der bildenden Kunst bedeutet. Mit dieser war es in der Stadt der Schmieden und Kontore nicht gut bestellt, wenn auch wohl in man-
chem Hause der weitgereisten Fabrikanten und Handelsherren ein wertvolles Bild gehangen oder eine gute Plastik gestanden haben mag. Das Bild, das ich als erstes Kunstwerk kennen gelernt und all meine Jugendjahre hindurch täglich gesehen habe, war ein Stich „Don Quijote und Sancho Pansa“; es war eine Jahresgabe des Düs-
seldorfer Kunstvereins an seine Mitglieder. Seine große Bedeutung bekam es für mich, als ich, wohl früher als die meisten anderen Jungen, „Cervantes“ unsterblichen Roman las.

Ich habe aber auch mit einem Maler selbst in jener Zeit Fühlung gehabt. Er hieß **Ferdinand Moritz**, war damals schon ein alter Mann und wohnte mit seiner Schwester in einer Gasse (Kronen-
straße), die von der Stachelhauser Seite her zum Marktplatz führte. Den Künstler sah man ihn auf den ersten Blick an, da er sich in Haartracht, Bartschnitt und Kleidung so hielt und trug, wie es ei-
nige Jahrzehnte früher bei den Düsseldorfer Malern und Bildhau-
ern üblich gewesen war. Wohl möglich, daß er in der rheinischen

voll vorzutragen verstand. Zur Marschmusik gesellte sich der Marschtritt selbst, den er auf den Saiten verblüffend darstellte und allmählich verhallen ließ.

Wenn er besonders gut gelaunt war, führte er uns in sein Allerhei-
ligstes: sein Atelier. Oder besser: seine Galerie. Denn er malte längst nicht mehr. Aber in dem sonst verschlossenen Zimmer hin-
gen all die Bilder, von denen ich vorhin sprach.

Wenn Ferdinand Moritz es auch nicht zu einem Denkmal aus Stein oder Erz, ja nicht einmal zu einer schlichten Gedenktafel gebracht hat – in den alten Herzen derer, die er in den 70 und 80 Jahren des
vorigen Jahrhunderts erfreut hat, ist sein liebes Bild lebendig.

Auf den Reisen, die ich als Zwanzig- bis Siebenundzwanzigjähri-
ger machen konnte, habe ich manche anregende Begegnung ge-
habt und viel Lehrreiches und auch Lustiges erlebt. Ein nächtliches Abenteuer aus jener Zeit meine ich hier wiedergeben zu sollen,
weil es den großen Fortschritt beleuchtet, der seither in der Be-
quemlichkeit der Eisenbahnfahrten geleistet worden ist. Als ich
damals im lieben Vaterlande umhergondelte, gab's ja weder Schlaf- noch Speisewagen. Man mußte, wenn man nachts fuhr,
Glück haben, um sich nur ausstrecken zu können. Ja, man war
schon zufrieden, wenn man wenigstens einen Eckplatz erwischte,
so daß man sich mit Kopf und Schulter an die Seitenwand anlehnen
konnte. Sonst saß man zwischen den anderen Reisenden einge-
klemmt, ließ abwechselnd das müde Haupt bald auf die Brust, bald
auf die rechte oder linke Seite sinken. Und war froh, wenn der Tag
kam und man, am ganzen Körper wie zerschlagen, aufstehen und
sich im Seitengang „die Beine vertreten“ konnte. Im Seitengang?
I wo! Den gab's ja nicht, denn auch die Durchgangswagen waren
noch nicht erfunden.

Wie pries ich also mein Geschick, als ich bei einer Reise um die
Weihnachtszeit von meiner rheinischen Heimat nach Allenstein in
Ostpreußen, nachdem ich um 11 Uhr nachts in Berlin angekommen
und nach etwa dreiviertelstündigem Aufenthalt weitergefahren
war, nur noch ein einzelner Fahrgast zu mir ins Abteil stieg. Also
hinlegen – Zeus Xenios, dem Schirmherrn aller reisenden Leute,